

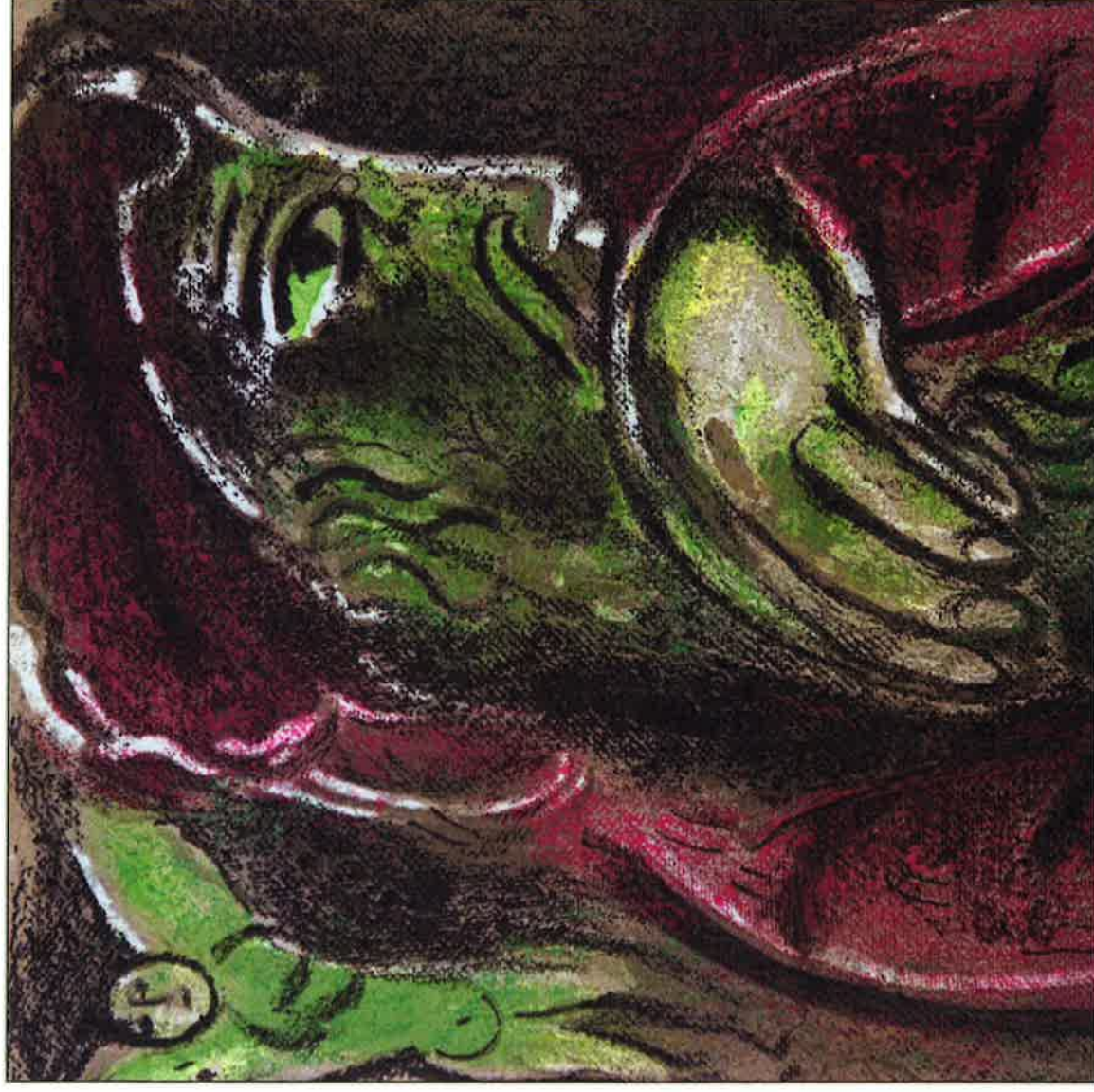
Neue Zürcher Zeitung

Die Corona-Pandemie ist eine Katastrophe, aber sie zwingt uns, über uns selber nachzudenken – und über unsere Stellung in der Welt

Corona ist nicht das Ende der Welt, aber die Krise stellt nicht nur
gläubige Menschen vor die Frage: Wie kann es angesichts eines guten
Gottes zahllose Übel geben?

Martin Grichling

28.04.2020, 05.30 Uhr



Der Mensch leidet an der Zerbrechlichkeit seiner Natur: Marc Chagall «Verzweifelter Hiob», Lithografie (1960).

PD

Der Klima- und Greta-Hype mit seiner bisweilen etwas kindlichen
Verklärung der Natur ist abrupt zu Ende gegangen. Bis vor kurzem noch
zählte das Narrativ: Die Natur ist gut, und der Mensch ist böse, denn er
macht sie kaputt. Nun scheint sich mit dem alles lahmlegenden
Coronavirus eher eine Ansicht durchzusetzen, die Gilbert K. Chesterton
so formuliert hat: «Wenn du die Natur als eine Mutter ansiehst, wirst du
entdecken, dass sie Stiefmutter ist.»

Denn die Natur ist nicht einfach gut. Wenn wir im Wartezimmer des
Arztes sitzen oder im Krankenhaus liegen, spüren wir es am eigenen
Leib. Die Natur ist ambivalent, wie Viren es auch sind. Ohne sie würde es
uns Menschen wohl nicht geben. Aber eben: Sie sind mitunter gefährlich
oder gar tödlich.

Obwohl mit Corona nicht das Ende der Welt gekommen ist, stellt diese
Krise gläubige Menschen einmal mehr vor die Theodizeefrage: Wie kann
es angesichts eines guten Gottes zahllose Übel geben? Auch wenn man
diese Frage für sinnlos hält, muss man sich damit auseinandersetzen,
dass die Bewahrung der Natur und des Klimas offenbar nicht die letzte
Antwort ist. Denn auch gesund sterben ist sterben, wie es mit der Natur
gegeben ist.

Schöpfung mit Geburtswehen

In früheren Zeiten neigten Religionsgemeinschaften dazu, in Naturkatastrophen eine Strafe Gottes zu sehen. Heute versucht man sie eher als Prozessschritte einer auf Vollendung hin offenen Schöpfungsgeschichte zu deuten. Der «Katechismus der katholischen Kirche» steht exemplarisch dafür: «In seiner unendlichen Weisheit und Güte wollte Gott aus freiem Entschluss eine Welt erschaffen, die <auf dem Weg> zu ihrer letzten Vollkommenheit ist. Dieses Werden bringt nach Gottes Plan mit dem Erscheinen gewisser Daseinsformen das Verschwinden anderer, mit dem Vollkommenen auch weniger Vollkommenes mit sich, mit dem Aufbau auch den Abbau in der Natur. Solange die Schöpfung noch nicht zur Vollendung gelangt ist, gibt es mit dem physisch Guten folglich auch das physische Übel.»

Papst Franziskus hat diesen Gedanken in seiner Enzyklika «Laudato si'» aufgegriffen, wenn er schreibt, dass Gott, als er die Welt schuf, sich in gewisser Weise selbst habe beschränken wollen. In Anspielung auf Teilhard de Chardins Schöpfungsmystik beschreibt Franziskus die Welt als Teil der Schöpfung, welche der Entwicklung bedürfe. Viele Dinge, die wir als Übel oder Quellen des Leidens betrachteten, seien in Wirklichkeit

Teil der «Geburtswehen», die uns anregen, mit dem Schöpfer zusammenzuarbeiten. Zuletzt gelte: «Das Ziel des Laufs des Universums liegt in der Fülle Gottes, die durch den auferstandenen Christus – den Angelpunkt des universalen Reifungsprozesses – schon erreicht worden ist.»

Was hier in einer kosmologischen Sichtweise intellektuell eingeholt und damit entdramatisiert erscheint, kann freilich der Sache ihren Ernst und die Erfahrung des Leids nicht nehmen. Denn der Mensch bleibt ein Teil der nie ganz zu bändigenden Natur. Um zu überleben, muss er versuchen, sie zu «unterwerfen» und über sie zu «walten», wie es im Alten Testament am Anfang des Buches Genesis heisst. Denn die Natur muss, da sie immer auch gefährlich bleibt, gepflegt und kultiviert werden, so wie der Mensch auch. Ja der freiheitsbegabte Mensch bedarf noch mehr der Erziehung und der Kultivierung. Aber selbst wenn er wahrhaft Grosses erreicht, erlöst ihn das am Ende nicht vom Drama des Übels, des Hanges zum Bösen und seiner Sterblichkeit.

Auf der schiefen Ebene

Den Ausgangspunkt des Dramas der «condition humaine» hat man in

der Theologie mit dem Begriff der Erbsünde umschrieben. Als Unordnung macht sie Erlösung notwendig: «O glückliche Schuld, welche grossen Erlöser hast du gefunden!», heisst es von der Erbsünde im Exsultet der katholischen Osternachtliturgie. Freilich gilt schon fast als aus der Zeit gefallener Fundamentalist, wer es wagt, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Dennoch ist es implizit auch in der Gegenwart anzutreffen. Die Netflix-Serien «Better Call Saul» und «Breaking Bad» sind vermutlich die besten zeitgenössischen Versuche, zu beschreiben, was mit Erbsünde gemeint ist: In epischer Länge wird gezeigt, wie aus anfänglichen Schummeleien allmählich ein Spinnennetz des Bösen gewoben wird, das die «Helden» der Geschichte immer unentrinnbarer umgarnet. Das wuchernde Böse korrumpiert nach und nach die Beziehungen und Handlungen der Menschen, bis alles in Mord und Totschlag endet.

Dieses Rutschen auf der schiefen Ebene, dem sich der Mensch entgegenstellen muss, wenn er sich nicht zugrunde richten will, ist eine Realität, die schwer geleugnet werden kann. Sie ist überall dort am Werk, wo Menschen sind. Und sie prägt auch die Natur, sosehr der Mensch ihrer seit der Steinzeit Herr zu werden versucht. Auch Netflix löst das

Problem nicht. Es wird dort nur auf unterhaltsame Weise dargestellt, genauso wie Philosophie und Theologie unablässig über dieser Frage brüten.

Wenn das Licht des Glaubens schwindet

So leidet der Mensch seit je an der Zerbrechlichkeit seiner Natur. Dabei kann er im Grunde nur verzweifeln oder beten. So zumindest zeigen es zwei Lithografien Chagalls aus dem Jahr 1960. Im «verzweifelten Hiob» stützt dieser sein Haupt auf den Rücken seiner linken Hand. Die Finger hängen müde herab und bilden zusammen mit dem rechten Arm einen Kreis. Es ist die Visualisierung des gedanklichen Kreisens, im Gefängnis der eigenen Verzweiflung. Hiob erscheint als Depressiver, der keine Hoffnung mehr findet.



Er schreit seinen Weltschmerz heraus: Marc Chagall «Betender Hiob», Lithografie, (1960).

In der zweiten Lithografie zeigt Chagall den «betenden Hiob». Er ist nicht der glückselige Gegenentwurf zu Depression und Verzweiflung. Aber es gelingt Hiob, vermittelt durch den Himmelsboten, den «circulus vitiosus» aufzureissen. Er schreit seinen Weltschmerz heraus. Auch hier bleibt das Rätsel des Lebens und Leidens ungelöst. Aber Hiob zerbricht nicht daran. Er öffnet sich einer Wirklichkeit, die grösser ist als er. Das hilft ihm, sein Leben weiterzuleben, trotz der Dramatik, die ihm innewohnt.

Alexis de Tocqueville hat die lebensbejahende und lebenserhaltende Kraft der Religion, von welcher der «betende Hiob» spricht, darin gesehen, dass sie daran gewöhne, sich auf die Zukunft einzustellen. Darum sei die Religion dem Glück in diesem Leben nicht weniger nützlich als der Glückseligkeit im jenseitigen Leben. Darin liege auch eines ihrer grössten politischen Merkmale. In dem Masse jedoch, wie das Licht des Glaubens schwinde, verenge sich die Sicht der Menschen.

Nur die Freiheit zählt

Hätten sich diese einmal daran gewöhnt, sich nicht mehr mit dem Geschehen nach dem Tode zu befassen, so sehe man sie leicht in jene

Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft verfallen, die bestimmten Trieben des Menschengeschlechts nur zu sehr entspreche. Und Tocqueville diagnostiziert: «Sobald die Menschen nicht mehr gewohnt sind, ihre Haupthoffnungen auf weite Sicht zu bauen, treibt es sie natürlicherweise nach sofortiger Verwirklichung ihrer geringsten Wünsche, und von dem Augenblick an, da sie nicht mehr an ein ewiges Leben glauben, handeln sie so, als hätten sie nur einen einzigen Tag zu leben.»

So betrachtet, ist die fundamentale Infragestellung des Menschen und des Funktionierens ganzer Gesellschaften, wie sie mit der Corona-Pandemie derzeit fühlbar ist, Gelegenheit, sich wieder mit der Frage nach dem Wozu der Natur, deren Teil der Mensch ist, zu befassen. Selbst wenn man Tocqueville utilitaristisch lesen will, muss man anerkennen: Die von der Religion eröffnete Zukunftsperspektive, die den Menschen über das Unmittelbare hinausblicken lässt, ist Lebens- und Überlebenshilfe – für den Einzelnen und die Gesellschaft.

In diesem Sinn hat Papst Benedikt XVI. den religiös Unmusikalischen den Vorschlag gemacht, sie sollten «so leben und das Leben zu gestalten suchen, als ob es Gott gäbe». Damit ist er ganz bei Tocqueville, der 1852

an Montalembert schrieb: «Niemand war ich mehr als heute davon überzeugt, dass nur die Freiheit zählt und die Religion, die beide gemeinsam die Menschen über den Sumpf erheben können, in den demokratische Gleichheit sie treibt, sobald ihnen eine dieser beiden Stützen fehlt.»»

Martin Grichting ist Generalvikar des Bistums Chur.

Mehr zum Thema



GASTKOMMENTAR

Giorgio Agamben zum Umgang der liberalen Demokratien mit dem Coronavirus: Ich hätte da eine Frage

Ein Land, ja eine Kultur implodiert gerade, und niemanden scheint es zu kümmern. Was spielt sich gerade vor unseren Augen in den Ländern ab, die von sich behaupten, sie seien zivilisiert?

Giorgio Agamben 15.04.2020

